

2/II 1918.

2/II
145

Wiener Theater.

g Wien, im Oktober.

Der Salzburger Apostel Hermann Bahr kann sich über seine Aufnahme als dramaturgischer Beirat des Hofburgtheaters in der gottlosen Wiener Stadt nicht beklagen. Wie einen verlorenen und wieder gefundenen Sohn hat ihn die Kritik aufgenommen, die Theater haben eine Bahr-Woche veranstaltet — das „Ringelpiel“ wurde erstmalig, der „Querulant“ neu aufgeführt — die Schauspieler, die seine Sachtunde schätzen, haben die Ohren gespitzt. Und die letzteren sind wohl auch am meisten auf ihre Rechnung gekommen. Frau Bleibtreu hat den Vertrag erhalten, den sie wünschte, und bleibt damit dem Burgtheater erhalten; Korff, wohl der freieste Schauspieler der deutschen Bühne, der jahrelang in Varietés herumzigeunert, wurde dem Burgtheater wiedergewonnen; Bahr knauserte nicht und fand den Ton, den die Bureaucraten nicht gefunden hatten, der starken Künstlern die Arbeitsfreude wiedergibt. Die Spielfreude der Schauspieler ist aber dasselbe, was für eine Armee der Geist ist. Das Instrument, mit dem er siegen könnte, hat Bahr sich also rasch geschaffen. Nun käme es auf seine Politik und Strategie an, ob er von der Waffe den richtigen Gebrauch macht. Das Burgtheater brauchte einen Mann, der ihm seinen Rang als die Bühne, an der am besten gespielt wird, wiedergäbe. Alles andere käme in zweiter Linie. Wir fürchteten von vornherein, der Apostel von Salzburg werde an einem so selbstlosen, unpersönlichen Werk wenig Freude haben. Und wir fürchten, wir haben uns nicht getäuscht.

Gleich die erste „Novität“, mit der Bahr auf eigene Rechnung hervortrat, zeigte ganz andere Triebkräfte als die der Unpersönlichkeit. Mit der „Antigone“ von Sophokles führte Bahr sich ein. Klassisch, nicht wahr, vielleicht sogar ein bißchen akademisch? Ach nein, der kennt Bahr schlecht, der ihm blutleere Schulfuchserci zutraut. Die harmlose Maske paßt ihm schon, aber der Schelm lugt drunter hervor. Die „Antigone“ ist ein Stück von brennender politischer Aktualität, ist ein Bekenntnis des Dichters zur reinen Menschlichkeit im Gegensatz zur Staatsraison und gibt Gelegenheit, den Königen durch den Mund des Sehers zeitlos Dinge sagen zu lassen, die Hermann Bahr nicht einmal in seinem „Tagebuch“ frei hätte aussprechen dürfen. Das Drama sollte gar nicht „Antigone“ heißen, sondern „Kreon“, denn Kreon ist der tragische Held, der, von seinem Herrenbewußtsein verblendet, die Götter herausfordert und von ihnen gefällt wird (wie Hermann Bahr es manchem neuen Kreon im stillen wünschen mag). Diese politische Aktualität war es, die Bahr reizte. Denn schauspielerisch ist aus der Antigone mit ihren wunderwollen, aber für unsere Bühne zu weit ausholenden Chören wenig anzufangen. Sie bleibt Rezitation. Wir sind die letzten, die einem Direktor kleine Aktualitätscherze vertragen. Aber sie dürfen nicht auf Kosten der eigentlichen Aufgabe gehen. Wir wollen nicht Herrn Bahrs geistreiche und interessante Physiognomie, wir wollen — in seinem jetzigen Amte — seine Meisterhand sehen. Antigone zeigt sie nicht, konnte sie nicht zeigen trotz der herrlichen Gestaltung der Frau Bleibtreu.

Und auch sonst ist Bahr auf dem Wege nach Damaskus ziemlich derselbe geblieben, der er auch in profanen Zeiten war. Schon in seinen Anfängen hat er eine merkwürdige Eigenheit gezeigt: er, der Entdecker der österreichischen Literatur, hat sich immer nur für die kleineren Leute eingesetzt und sich aus ihnen eine Garde geschaffen für die Bedeutenderen, die Kollegen, die Konkurrenten, hat er nicht einen Finger gerührt. Jetzt erfahren wir, daß er das neue Werk Artur Schnitzlers, „Die Schwester“, aus irgend einem Grunde ganz abgelehnt hat und daß Schönherers neues Drama „Das Narrenspiel des Lebens“ nicht an der Burg, sondern bei Reinhardt uraufgeführt wird. Pflügt man so die österreichische Literatur? Nehmen wir an, Schnitzlers „Schwester“ sei wirklich nicht geeignet für die Burg (wir wissen es nicht, weil wir das Werk nicht kennen). Bleibt es nicht doch ein Werk von Schnitzler und war es nicht der Burg angeboten? In diesem Fall hat der Direktor nichts anderes zu tun, als es gut aufzuführen und dem Publikum die Ablehnung zu überlassen, wenn es dessen Wille ist. Ich denke nicht daran, Bahr zutrauen, daß er mit einer minder glimpflichen Behandlung zweier höheren Orts weniger gut gelittener Autoren dem höheren Ort gefällig sein möchte. Nein, es ist seine alte Art, die Kleinen zu gewinnen, die Großen zu verlegen. Persönliche Kunstpolitik. Niemand aber kann zweien Herren dienen: seinem Amte und Herrn Hermann Bahr. Da Bahr aber, vor die Wahl gestellt, schließlich das Amt wählen wird, fürchten wir, wird das Amt bald wieder einen neuen Mann suchen müssen. Am Amte, an Wien und an einem etwa ungünstigen Vorurteil läge es nicht, wenn es so kommen müßte. Wir haben es gesagt, Bahr ist mit offenen Armen aufgenommen worden.